Nr. 205. 1. Ausgabe. Sonntag, 30. Juli 1911.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Labellenlag 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 84 Pf., pro Quart. 2.52 Mk. „ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2.06 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.60 Kr., pro Quart. 4.70 Kr. Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1.42 „ „ „ 4.05
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz. Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 18 Seiten. Roman siehe Seiten 7 und 8. Kirchennachrichten Seite 6.

Kiderlen beim Kaiser.

Kaiser Wilhelm ist gestern wieder auf deutschem Boden eingetroffen. Die Nordlandreise endet jedes Jahr in Swinemünde und genau Ende Juli. Der Programmpunkt ist zur Tradition geworden. Tradition ist es auch, daß nun der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amts ihre Vorträge halten. Am 30. Juli 1910 konnte Herr v. Bethmann Hollweg dem Kaiser einen Ueberblick über eine einjährige Kanzlertätigkeit geben und ihm den neuernannten Herrn v. Kiderlen zuführen. Heute ist es der Staatssekretär, der im Brennpunkt des Interesses steht und über ein verflossenes politisches Wirtschaftsjahr Rechnung legt.

Als Herr v. Kiderlen das Schoensche Erbe antrat, gab es zunächst interne Bureauarbeit in Hülle und Fülle. Kenner der Verhältnisse reden respektlos genug von einem kleinen Augiasstall, der da auszuräumen war, doch hatte diese Installationstätigkeit für die Oeffentlichkeit wenig Interesse. Die horchte erst auf, als die alte Tante „Times" mit den Enthüllungen über die Potsdamer Entrevue herausplatzte, mit der Sensation, daß zwischen Deutschland und Rußland ein wichtiges Abkommen getroffen worden sei, durch das u. a. die Bagdadbahnfrage geregelt, aber auch sonst eine „Neuorientierung" eingeleitet werden sollte. Da wurde es plötzlich offenbar einmal, daß der neue Herr im Auswärtigen Amt, der „Bismarckschüler", große Eisen ins Feuer legt und zweitens, daß er die Diskretion wie kein andrer zu handhaben verstand. „Man darf nur reden, wenn man nichts plant", ist sein Wort. Wochen waren seit der Potsdamer Begegnung verflossen, ohne daß man etwas gemerkt hatte. Nun wurde Herr v. Kiderlen durch die englische Enthüllung mit einem Schlage der Mann des Tages, ein — welche Seltenheit! — populärer deutscher Minister.

Freilich, eine kleine Enttäuschung gab es, als sich herausstellte, daß der von dem Londoner Blatte veröffentlichte Wortlaut des deutsch-russischen Abkommens apokryph gewesen war und daß von einer endgültigen Entente keine Rede sein konnte. Es war allerdings viel verhandelt worden, und Herr von Kiderlen hatte kräftig zugegriffen, aber bis heute weiß man immer noch nicht, was in Sachen Rußland werden soll, zumal jetzt die persischen Unstimmigkeiten dazwischen gekommen sind. Gleichwohl hatte sich Herr v. Kiderlen in den Sattel der allgemeinen Beliebtheit gesetzt und ritt sein Debüt vor dem Reichstage am 12. Dezember v. J. mit Anstand und Bravour. Liest man den Bericht jener Sitzungen nach, so kann man nicht genug staunen, wie weit die heutige Lage ihre Schatten vorausgeworfen hat. Herr v. Kiderlen berichtete über marokkanische Dinge. Der französische Kreuzer „Du Chayla" war in den Hafen von Agadir eingelaufen. Der Staatssekretär erklärte vor dem versammelten Reichstage, er habe von der Regierung in Paris die loyale Versicherung erhalten, daß der französische Kreuzer nur zur Ueberwachung des Waffenschmuggels angelaufen sei. Zugleich wies er jedoch darauf hin, daß die Eröffnung neuer Häfen in Marokko nur mit Zustimmung aller Vertragsmächte erfolgen dürfe. Auch die Mannesmann-Angelegenheit erwähnte Herr v. Kiderlen-Wächter und teilte mit, wenn auch die Regierung nach wie vor auf dem Standpunkte stehe, daß die Brüder Mannesmann eine gütliche Einigung mit der geguerischen Gruppe anstreben möchten, so wolle er doch alles im Bereiche des Möglichen und Billigen tun, um die deutschen Interessen zu wahren. Diese Absicht sei auch insofern zum Teile schon verwirklicht, als die deutschen Interessenten über die wichtigsten Bestimmungen des marokkanischen Berggesetzentwurfs unterrichtet worden wären. Das war also am 12. Dezember des vergangenen Jahres. Der Reichstag gab sich mit den Erklärungen des Staatssekretärs zufrieden. Niemand ahnte, welche Ausdehnung und Zuspitzung die Marokkofrage, innerhalb eines halben Jahres erfahren werde.

Nun steht Herr v. Kiderlen-Wächter demnächst vor dem Kaiser, und dieser hört vielleicht als erster Deutscher neben dem Staatssekretär das Geheimnis der Gespräche mit Cambon. Kann Herr v. Kiderlen einen fertigen Akt auf den kaiserlichen Schreibtisch legen? Es geht entgegen allen pseudo-offiziösen Meldungen von einem Fortgang der Verhandlungen das Gerücht, das Geschäft mit Frankreich sei bereits so gut wie abgeschlossen, alles sei fix und fertig und Herr v. Kiderlen habe mit voller Absicht die ganze Welt zappeln lassen, um dann plötzlich, genau wie bei der Entsendung des „Panther" nach Agadir, mit der vollendeten Tatsache hervorzutreten. Man erzählt sich ferner, der Entwurf eines neuen deutsch-französischen Abkommens sei mit allen Einzelheiten derart ausgearbeitet, daß sich ohne große neue Schwierigkeiten nichts daran ändern läßt, und das habe der „Bismarckschüler" deshalb getan, weil er befürchtete, der Kaiser sei in seinem „friedlichen Sinn und Versöhnungstrieb" geneigt, etwa noch weiter mit sich handeln zu lassen. Eine Befürchtung, die übrigens auch schon von französischer Seite, dort natürlich als eine Hoffnung, angedeutet worden ist.

Was an diesen Dingen wahr ist, wird man wohl nie erfahren. Es ist auch weniger wichtig. Es kommt, jetzt vor allem darauf an, etwas Greifbares zur richtigen Beurteilung der internationalen Lage zu erfahren. Bisher erfuhr man nur aus englischem Munde zuerst eine Drohung und dann eine diplomatische Beruhigung. Hoffentlich erfolgt auf die Rechnungslegung in Swinemünde auch eine solche vor der Oeffentlichkeit.

Die Auffassung in Berlin.

In einem offiziösen Berliner Telegramm bespricht die „Köln. Ztg." die Rede Asquiths. Sie schreibt:

„Wenn wir den Ideengang des englischen Ministerpräsidenten, was den voraussichtlichen Ausgang der deutsch-französischen Verhandlungen anbetrifft, richtig auffassen, so scheint Herr Asquith der Ansicht zu sein, daß man auf eine Aufteilung Marokkos, sei es durch Schutzherrschaften oder Interessensphären, verzichten, dagegen eine Befriedigung Deutschlands durch Kompensationen in andern Gebieten Afrikas suchen müsse. Es ist das eine Kombination, die auch wir schon wiederholt als möglich bezeichnet haben, allerdings unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Marokko ernstlich gewahrt blieben. Der „Temps" glaubt melden zu können, daß in den Berliner Besprechungen die Rede davon gewesen sei, daß Deutschland die Kolonie Togo und gewisse Grenzbezirke Kameruns an Frankreich abtreten würde gegen Schadloshaltung auf andern Gebieten. Wieweit diese Angaben auf mehr als Kombinationen und Vermutungen beruhen, entzieht sich unsrer Kenntnis. Es würde sich dabei um eine größere Neuregelung des Besitzstandes in Westafrika handeln, die, wenn sie überhaupt diskutabel sein soll, so eingerichtet sein müßte, daß nicht nur ein Austausch in Betracht käme, sondern eine wirkliche sehr wertvolle Schadloshaltung Deutschlands für diejenigen überaus wichtigen Zugeständnisse, die es an Frankreich in Marokko machen könnte. Bei der strengen Geheimhaltung des Verlaufs der Verhandlungen ist es natürlich ganz ausgeschlossen, sich ein Bild und ein Urteil über solche Dinge zu bilden, nur scheint immer stärker hervorzutreten, daß die Kompensationen nicht allein in Marokko selbst zu liegen brauchen, sondern auch an andern Stellen gefunden werden können. Was die Frage der Kompensationen überhaupt anbelangt, so ist es nicht ohne Interesse, daß die Rede Asquiths solche als eigentlich selbstverständlich annimmt, während extreme französische Kolonialpolitiker ihre Notwendigkeit überhaupt bestreiten möchten. Nicht ohne Neid wird der Deutsche insofern die gestrigen Verhandlungen des englischen Parlaments verfolgen können, als in ihnen der Grundsatz right or wrong — my country in schärfster Weise zum Ausdruck kam. Nicht nur die Regierungspartei und die Opposition waren vollkommen in der Billigung der Politik Asquiths einig, sondern auch die Sozialisten erklärten durch Ramsey MeDonald, daß sie zuversichtlich hofften, „keine europäische Nation werde auch nur einen einzigen Augenblick annehmen, daß die Teilung des Landes in Parteien den nationalen Geist oder die nationale Einheit schwächen könne". Da wird unsern sozialdemokratischen Führern wohl nichts übrig bleiben, als den englischen Genossen in Acht und aber Acht zu erklären."

Es scheint somit leider festzustehen, daß Kiderlen Agadir wieder aufgeben und sich mit irgendeiner Abrundung durch französisches Kongogebiet begnügen will. Unsre abweichende Auffassung, die von der gesamten deutschen Presse geteilt wird, haben wir schon wiederholt kundgegeben. So wie das Geschäft jetzt betrieben wird, erinnert es uns doch allzusehr an die napoleonische Kompensationspolitik, die bekanntlich einen sehr unrühmlichen Ausgang fand. Dieses Ende müßte unsre Diplomaten warnen!

Englands Rückzug.

Die Rede Asquiths war in gewisser Beziehung ein Rückzug; er machte wieder gut, was Lloyd George verdorben hatte, und er trat deutlich den Hetzern im eigenen Lande entgegen, die eine Einmischung in die „Konversation von Berlin", die anfänglich doch wohl beabsichtigt war, verlangt hatten. Dieser Rückzug wird noch deutlicher, wenn man die neue offiziöse Note des Reuterschen Bureaus liest, die der Draht übermittelt:

× **London**, 28. Juli. Wie das Reutersche Bureau erfährt, ist in der internationalen Frage keine neue Entwicklung zu verzeichnen. Es liegt keine Berechtigung für das Gerücht vor, daß eine internationale Konferenz einberufen werden solle, um die aus den Vorgängen in Marokko entstandene Lage zu diskutieren. Es wird darauf hingewiesen, daß angesichts der gestrigen Erklärung des Premierministers von seiten Großbritanniens kein solcher Vorschlag gemacht werden könnte, wenn oder bis es nicht klar hervortreten würde, daß Frankreich und Deutschland nicht imstande seien, eine befriedigende Lösung untereinander zu erreichen, und daß, selbst wenn ein solcher Stand der Dinge eintreten sollte, alles, was Seiner Majestät Regierung für Großbritannien für notwendig halte, darin bestehe, daß es einen aktiven Anteil an jeder Diskussion über die Lage nehmen müßte, durch die seine Interessen berührt werden oder berührt werden können.

Diese Note erklärt klar und unzweideutig, daß England sich nicht auf ein kriegerisches Abenteuer einlassen, sondern daß es nur an friedlichen Verhandlungen teilnehmen will. Diese Note wird sicherlich Frankreichs Bereitwilligkeit erhöhen, uns entgegenzukommen.

Beruhigung in London.

Die Rede Asquiths hat ihre Wirkung getan, vor allem in London. Unser dortiger Mitarbeiter drahtet uns:

⊖ **London**, 29. Juli. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) In der Beurteilung der Marokkoaffäre ist eine entschiedene Beruhigung eingetreten, die sich in den führenden politischen Kreisen und auch in den Blättern beider Parteien kundgibt. Besonders bezeichnend ist der versöhnliche Ton, den das Regierungsorgan, die „Westminster Gazette", anschlägt. Die englisch-deutsche Freundschaftsgesellschaft hielt eine Versammlung ab, in der die zuversichtliche Hoffnung auf eine friedliche Lösung der Frage ausgesprochen wurde. Ueber die geänderte Windrichtung dürfte also kein Zweifel sein. Die Frage ist nur, wie lange sie anhält.

Die Universität Breslau.

Zu ihrer Jahrhundertfeier.

Von Geh. Rat Prof. **Georg Kaufmann** (Breslau.)

Die Gründung der Universitäten Berlin und Breslau in den Tagen der schwersten Not des Vaterlandes bildet einen Meilstein in der Geschichte des preußischen Staates und in der Entwicklung der Universitäten. Der preußische Staat schien zertrümmert zu sein und nicht mehr fähig, auch nur die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten — und da hatte er unbegreiflicherweise den Mut und das Geld, zwei große Universitäten zu gründen, hohe Schulen, die sich Ziele setzten, denen die Menschen nur im tiefsten Frieden nachzustreben pflegen. Es war der Entschluß, diese Universitäten zu gründen, ein dem Durchschnittsmenschen kaum verständlicher Gedanke, aber um so bezeichnender für die Tiefe und die Kraft des Willens, mit der damals die Stein und Scharnhorst und alle die Edlen, die ihnen zur Seite standen, die Mittel zur Rettung des Vaterlandes erwogen und erwählten.

König Friedrich Wilhelm III. ist oft in Schlaffheit versunken, aber das bleibt sein Ruhm, daß er sich zu der Idee erheben konnte, der Staat müsse durch geistige Mittel ersetzen, was er an materiellen Mitteln verloren habe. Lebhaft gingen jedoch die Meinungen auseinander, in welcher Weise diese

Die nähere Begründung der hier vorgetragenen Ansichten ist in der Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Universität Breslau niedergelegt, die von mir im Auftrage von Rektor und Senat herausgegeben ist und eben erscheint. (Ferdinand Hirt, Breslau 1911.) Der erste Teil, die Geschichte der Universität, ist von mir geschrieben, der zweite Teil von den Inhabern der Professuren und Aemter unter meiner Redaktion. G. K.

Der Orpheus von Weimar.

Zur 25. Wiederkehr des Todestages Franz Lists.

Das Jahr 1911 ist das Gedenkjahr für Franz Liszt: am 31. Juli jährt sich zum fünfundzwanzigsten Male der Tag seines Todes, am 22. Oktober zum hundertsten Male der seiner Geburt. Geboren vor hundert Jahren als Bublein des Gutsverwalters in einem ungarischen Zigeunerdorf, gestorben vor fünfundzwanzig Jahren in Bayreuth als weltberühmter, angebeteter Meister, steht er heute vor denen, die seines Daseins Bilanz ziehen, als eine der allergrößten Erscheinungen der musikalischen Welt, als reinste und stärkste Inkarnation der Begriffe „Musiker" und „Künstler". Uns Heutigen ist er doppelt heilig: als Schöpfer der „Zukunftsmusik, deren Akkorde zur Sprache unsrer Gegenwart wurden, der der erste moderne Musiker war und der modernen Musik nicht nur das Dasein überhaupt, sondern auch das Recht zum Dasein gegeben und erkämpft hat.

— — — — — — — — — — — —

Geboren in einem Zigeunerdorfe... Nachts hört der Knabe den flüchtigen Hufschlag feuriger Hengste die Dorfgasse entlang hallen. Unter den Eschen seiner Heimat glühen bunte Lagerfeuer. Fiebernde, dunkle Klagen leuchten in seine Jugend. Kastagnetten klingen und Geigenlieder. Zigeunerleben, Zigeunerblut! Sie haben nicht Haus, haben nicht Hof, die Zigeuner. Ihre Sehnsucht geht auch nicht danach. Denn Besitz bindet und schafft Knechte. Ihre Pulse schlagen nur Freiheit. Frei sein jeder Hemmung, jeder Neigung folgen können: das ist ihr Wille. Arm der, der seine Leidenschaften zäumen muß. Sie leben das Leben ohne Grenzen. Empfinden jede Empfindung in ihrer ungebrochenen Urstärke. Das ist das Geheimnis ihrer dämonischen Musik. Die aus dem Blute selber rauscht, die die Sprache der Natur erscheint. Seit dem 31. Juli 1886 hat kein Musiker seine Hörer wieder so bezaubert wie der Liszt-Ferencz aus dem ungarischen Zigeunerdorfe. Höchstens noch der Gustav Mahler. Der — das erklärt alles — von den böhmischen Musikanten herstammt und darum auch den geheimnisvollen Mächten der Natur so nahe war wie der „bohémien" Franz Liszt.

Est deus in nobis! rufen sie in Wien, als der Elfjährige in einem Konzert nicht nur ein schweres Hummelkonzert vom Podium „herabdonnert wie ein kleiner Herkules", sondern auch das Andante von Beethovens A-Dur-Sinfonie mit einer Arie des an der Donau wie ein Gott gefeierten Rossini auf solche Weise „vergöttert und sozusagen in einen Teig knetet", daß der alte Beethoven selber das Wunderkind in seine Arme schließt und auf die jungen Lippen küßt. Was können ihm die Wiener noch lehren? Mit Empfehlungsbriefen von Metternich reist der Kleine nach Paris. Aber Direktor Cherubini denkt nicht daran, ihm die Pforten des Conservatoire aufzutun. „Ein Fremder kann nicht ins Konservatorium kommen!" Der Vater Liszts verzweifelt — und ein paar Wochen später spielt sich sein Sohn schon im Palais Royal Louis Philipps Hofgesellschaft zu seinen Füßen. Der Knabe mit der freien Stirn und dem großen, tiefen Auge wird der Gott von Paris. Sein Ruhm wächst wie sein Genie. Dem sich die letzten Quellen höchsten Könnens erschließen, als er 1831 das Erlebnis Paganini hat. Paganini — das war das unglaublichste technische Können, der Gipfel der Virtuosität, die aber zugleich „als notwendiger Ausdruck besonderer Stimmungen, als Ausdruck des tiefsten Schmerzes oder des ausgelassensten Humors" erscheinen. Liszt beschließt, der Paganini des Klaviers zu werden.

Daß er's ward, daß er noch mehr ward, beweisen die Triumphe, die er nun pflückt. Wie Alexander der Große durchquert er die Welt. Europa betet ihn an. Sein Spiel segnet die Menschheit mit den innersten Offenbarungen der Künste. Wie ein Gott wird der Geber solcher Gaben empfunden. „Woher kommt es", schreibt 1834 ein Pariser Rezensent, „daß wir ganz von selbst, sobald Liszt sich ans Klavier setzt, um die einfachste Sache, ein Caprice, einen Walzer, eine Etüde von Cramer, Chopin oder Moscheles zu spielen, in unsrer Brust plötzlich eine Beklemmung, ein Stocken des Atems spüren?" Wir wissen das Geheimnis. Hier spielt nicht ein Musiker, hier spielt der Genius der Musik selber — ein unmittelbarer Sproß der Urmacht der Welt. „Die Musik", schreibt er einmal einer Freundin, „wird derart zu meiner zweiten Natur, daß sie die erste gleichsam ganz verschwinden läßt." Und ein andermal: „Die Musik ist für mich sicher keine Art Verzierung. Sie füllt eine Leere aus, die ohne sie eine klaffende Lücke sein würde." Wir gedenken der Heimat des Liszt Ferencz. Denken an Ungarn, an die Herdfeuer unter den Eschen, um die sich die Zigeuner lagern. Deren Musik aus ihrem Blute rauscht, weil sie alle der Natur näher sind als wir, die wir unsre Leidenschaften gebügelt und gezügelt haben...

— — — — — — — — — — — —

1847 landet der Eroberer in Weimar. Die Tage von Neu-Weimar blühen auf. In der Hofgärtnerei sammeln sich um den Meister die Schüler aus allen Zonen: Russen, Franzosen, Engländer, Italiener, Skandinavier. Den biederen Untertanen des Großherzogs wird fast bange vor so viel rudelweise auftretender Genialität (die Ernst v. Wolzogen später in seinem „Kraftmeyer" in die Literatur hinüberrettet). Aber die Welt horcht wieder auf Weimar. Aus der thüringischen Residenz hallen die Fanfaren der Zukunftsmusik ins Reich. Der Dresdner Hofkapellmeister Richard Wagner und der weimarische Hofkapellmeister Franz Liszt finden sich. Als der Dresdner „Revolutionär" 1849 auf der Flucht in Weimar haltmacht, hört er Liszt eine „Tannhäuser"-Probe dirigieren. „Ich war erstaunt", schreibt Wagner, „in ihm mein zweites Ich wiederzuerkennen; was ich fühlte, als ich diese Musik erfand, fühlte er, als er sie aufführte; was ich sagen wollte, als ich sie niederschrieb, sagte er, als er sie ertönen ließ." Kaum hat Wagner den Freund gefunden, da erscheint in der „Leipziger Zeitung" der Steckbrief, der ihn wieder in die Verbannung jagt. Man kann noch heute nicht ohne Ergriffenheit von der heiligen Treue hören, mit der nun Liszt in Weimar die Sache des Verbannten führt. Er führt seine Werke auf, wirkt für ihre Aufführung an andern deutschen Bühnen und wird nicht müde, den fernen Freund immer wieder zu neuem Lebenswillen zu entfachen. „Was und wie es nur kommen mag, bitte ich Dich inständigst, nur auszuhalten und auszuharren!" schreibt er am 2. Juni 1855 an Wagner. „Schreib' nur an Deinen Nibelungen und begnüge Dich, als Unsterblicher fortzuleben!" Und am 10. November 1856 an den Großherzog: „Es ist meine Pflicht, Ihre Aufmerksamkeit von neuem auf eine große Sache zu lenken... Für die Ehre und das Interesse des Schutzes, den Ew. Königliche Hoheit den schönen Künsten angedeihen lassen, sowie die Ehre der Initiative und des Vorranges, welche ich Sie zu bitten wage, in diesen Dingen für Weimar in Anspruch zu nehmen und aufrecht erhalten zu wollen, natürlich in den Grenzen des Möglichen: dafür scheint es mir nicht allein ratsam, sondern notwendig und gleichsam unumgänglich, daß die „Nibelungen" von Wagner an erster Stelle in Weimar aufgeführt werden... Wagners Werk... wird diese Epoche überragen als das monumentalste Meisterstück der zeitgenössischen Kunst, es ist unerhört, wunderbar und erhaben. Würde es daher nicht bitter zu beklagen sein, wenn die armseligen Rücksichten der Mittelmäßigkeit, die in gewissen Verhältnissen herrscht und regiert, es dahin bringen sollten, daß man es auf der Welt am Leuchten und Strahlen hindert?" — Zum Dank widmet Wagner dem großen Freunde das große Werk:

„Es dämmern die Götter,
Es schweseln die Spötter, —
Doch muß es sich zeigen,
Das Werk, es sei ganz;
Du nimm es zu eigen,
Mein herrlicher Franz!"

„Ohne Liszt würde man heute vielleicht keine Note von mir kennen!" bekennt Wagner, als 1876 endlich der Sieg errungen ist und man sich nach der ersten Bayreuther Aufführung zur Festfeier niederläßt. Liszt war die Rettung Wagners für die deutsche Kunst. Daß sich die beiden fanden, ist mit das Erhabenste in der Geschichte der Genies. Wagner sagt es einmal in einem Briefe an Liszt: „Es ist mir, als ob in uns sich zwei Menschen begegneten, die von den beiden entgegengesetzten Seiten ausgingen, um in das Herz der Kunst zu dringen und dort nun in der Freude ihrer Entdeckung sich brüderlich die Hand zu reichen. Ohne uns zu lieben, hätten wir uns nur furchtbar hassen können." Der Knabe aus dem Zigeunerdorfe ist zur Inkarnation höchster deutscher Künstleridealität emporgewachsen. Er trug der Menschheit Würde, die in seine Hand gegeben war, mit reiner Seele durch ein reines Leben. Es durfte mit Recht Eduard Liszt fragen: „Stehe ich in der ganzen Künstlerwelt nicht als nobler Kerl da, der, seiner Ueberzeugung getreu, alle schnöden Mittel und gleißnerischen Umtriebe verachtend, ein hohes Ziel wacker und ehrlich anstrebt?"

— — — — — — — — — — — —

Ein hohes Ziel ... Die Neugeburt deutscher Tonkunst ist's, was Liszt von der Stadt aus, in der die Trias Goethe, Schiller, Herder die Klassik wieder ins Licht gehoben, anstrebt. Er wird der kühnste und treueste Pionier der Neutöner und Davidsbündler. Außer Wagner bahnt er Cornelius, Berlioz, Schumann, Draeseke, Raff und andern die Wege.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1911073001/1